

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 6

Artikel: Das halbe Mädchen
Autor: Zwicky, Victor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667640>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Drei Tage später erhält der Kardinal einen Brief von der alten Herzogin von Ascoli, seiner Mutter, aus Rom. Es ist der erste Brief von ihr. Sie beglückwünscht ihn zu irgend etwas. Er versteht es nicht ganz. Aber am Abend beruft man ihn dringend nach Rom. Da begreift er und nimmt sich vor, seiner Mutter einen Giorgione zu schenken.» (Giorgione war ein Maler der Hochrenaissance.)

(Diese Novelle ist erschienen in den «Tagebücher aus der Frühzeit».)

Victor Zwicky

D A S H A L B E M Ä D C H E N

Er blieb unentschlossen vor dem alten, vielgeschossigen Häuserblock stehen und betrachtete langweilt das Schaufenster mit den grellfarbigen Kinoplakaten, die die wahrscheinliche Rettung eines schönen Mädchens vor dem heranbrausenden Zug in Aussicht stellten. Der Zweifel, ob sie noch über die Geleise kommen würde, konnte behoben werden. Er trat durch die schmale Tür, die einst zu einem Verkaufsladen gehört haben mochte und jetzt Eingang zum «Semiramis» war, schlug einen leicht fettigen Samtvorhang beiseite und war in einem zunächst stockfinstern Raum.

Als seine Augen sich ans Finstere gewöhnt hatten, bemerkte Franz Federspiel zur Rechten den Schein einer elektrischen Lampe, der das an der Kasse sitzende Fräulein beleuchtete. Er sah, dass es ein sehr schönes Mädchen war, und hurtig wechselte er in Gedanken den zweiten mit einem ersten Sitzplatz. In diesem Stadtviertel konnte ihr das womöglich Eindruck machen. Doch sie schob ihm gelassen einen roten Zettel hin, ihre vollen roten Lippen bewegten sich nicht, und ihre Augen

konnte er nicht sehen, weil der Schatten ihres Haars darberfiel. Jetzt nahm er bedächtig ein grösseres Geldstück, um das Fräulein zum Wechseln zu veranlassen und er sie dann länger betrachten konnte. Denn sie war nicht bloss schön, sie war interessant, und er wunderte sich, wieso sie an die Kasse dieses kleinen Kinos gekommen sein mochte. Unterdessen zählte sie ihm mit einer dunkeln, etwas kehigen Stimme seine Münzen aufs Zahlbrett, und lehnte sich dann zum Zeichen, dass sie den Vorgang für beendet hielt, in ihrem Stuhl zurück. Gleichzeitig wippte ihre Hand, auf die Wurzel gestützt, scheinbar ungeduldig auf der Tischplatte. Federspiel verspürte Ernüchterung und gleichwohl Lockung. Etwas Rätselhaftes ging von diesem reizenden Fräulein aus, aber er kam nicht dahinter, was es war.

Eine Art livrierter Portier hatte mittlerweile den innern Vorhang gehoben und nach dem Besucher gesehen, der noch immer vor der Kasse stehend, zögerte. Sie hatte wieder eine Häkelarbeit zur Hand genommen, es herrschte Schweigen, nur das trockene Sirren des Projektionsapparates drang in den dunkeln Vorraum, der muffig roch. Federspiel streifte seine Unentschlossenheit von sich und sagte, gegen den viereckigen Ausschnitt der Kassenwand gebeugt: «Sie haben wohl ein sehr schönes Programm?» Das Mädchen richtete sich auf, und ein etwas mokantes Lächeln umspielte ihren Mund, als sie entgegnete: «Das kommt auf den Geschmack an, ich habe den Film nicht gesehen, meine Aufgabe ist es, an der Kasse zu sitzen. Sie sollten jetzt hineingehen, sonst versäumen Sie den Beginn.» Mit schwindender Selbstsicherheit betrat er das Innere, folgte dem dünnen Lichtstrahl der vom Portier gehaltenen Taschenlampe und sank in einen zersessenen Polsterstuhl.

Der Film setzte ein, und man sah das Uebliche farbiger Wildwestgeschichten. Was Federspiel sonst unterhaltsam dünkte, kam ihm heute sinnlos vor, er kritisierte insgeheim die elegant gekleideten Girls, die aus verlotterten Farmerhäusern traten, um die forschenden Cowboys zu erwarten. Seine Gedanken huschten durch die Bildwand hindurch an die kleine Kasse, wo ein schönes und seltsam erregendes Mädchen sass, umgeben von einem Geheimnis. War sie etwa die Tochter des Theaterbesitzers? Oder eine Aushilfe? Das musste festgestellt werden.

Nach der Vorstellung wählte er nicht den richtigen Ausgang, er strich durch den Vorhang und stand wieder vor der Kasse. Sie zählte Münzen

ab und schob Rollen in die blecherne Kassette. Er hüstelte, um sich bemerkbar zu machen. Er hörte, wie sich hinter ihm der Zuschauerraum leerte und spürte einen kühlen Windhauch durch den Vorraum ziehen. Das schien ihm wie eine Aufforderung zum Gehen, doch aus unbegreiflichen Gründen, deren Ursache man umsonst nachspüren würde, blieb er stehen und sagte in einer Art Trancezustand, als stünde er neben sich selber:

«Ich fürchte, Sie sind mir sehr böse, wenn ich Sie jetzt frage, ob wir uns irgendwann treffen könnten. Sie haben sicher Ihren freien Nachmittag.»

Für einen Moment bildete sich eine Falte des Unmuts auf ihrer klaren Stirn, ihre Hände wurden unruhig, und in ihrem Blick, der ihn jetzt traf, stand etwas Flackerndes, Gehetztes. Dann hörte er sie sagen:

«Das ist leider ganz unmöglich, ich verwende meine freie Zeit, um meine Freundin zu sehen, Bücher zu lesen, häusliche Arbeit zu verrichten. Ich danke Ihnen, es hat keinen Sinn.» Wie zur Bekräftigung der letzten Worte klappte sie das Kasabuch zu und legte es in die Schublade.

Es war eine abschliessende Handlung. Ihre Abwehr war derart vollkommen und eindeutig, dass er enttäuscht den Kassaraum verliess und nachdenklich nach Hause ging. Ihr Anblick liess Federspiel nicht los, er spann ihn in kühnen Träumen weiter: er sah das schöne Mädchen aus dem Hause treten, sich zu ihm gesellen, sie am Arm in ein elegantes Lokal führen, und was dergleichen Jugend-Illusionen mehr sind.

Oft schlenderte er in jener Gegend herum, doch sah er sie nie. Aber dann geschah es! Alles wickelte sich mit bestürzender Schnelligkeit ab. Er sah im Licht des Vormittags zwei Damen gegen sich zukommen, eine hochgewachsene und eine kleine jugendliche, die sich im Gehen mühsam auf den Arm der Begleiterin stützte. Ihr einer Fuss war verkrüppelt, und ihr Hüftgelenk steif, ihr Körper machte beim Gehen eigenartige wellenförmige Bewegungen, die für manche Behinderte kennzeichnend sind. Federspiel spürte, wie er rot und dann blass wurde, er hätte in den Boden versinken mögen, damit sie ihn nicht sah. Er zog sein Taschentuch hervor und verdeckte damit das Gesicht. Sein ganzes Sein war eine einzige Beschämung, ein einziges Schuldbewusstsein. Aber sie bemerkte ihn gar nicht, und die Stimme, mit der sie zu ihrer Begleiterin sprach, dünkte ihn von seltsamer, ihm unerklärlicher Heiterkeit.

Gustav Renker

U N S E R L E B E N

G L E I C H T D E R R E I S E

Der Kakadu tobte, weil schon der Einsatz des Liedes unregelmässig gekommen war und die letzten Noten rhythmisch verwackelt waren, so dass der Schlusston wie ein Echo drei- oder viermal erklang. Und das Schlimmste: dieses Hühnergecker weckte die Lachlust der Klasse. Schüler zwischen fünfzehn und sechzehn Jahren lachen oft über Sachen, die Erwachsene gar nicht so lächerlich finden.

Der Kakadu tobte also und, wenn er tobte, dann riss er an seinen Haaren, dass sich diese wirklich wie die Federnhaube eines Kakadu emporsträubten. Daher der Uebername! In Wahrheit hiess er natürlich nicht so, sondern Alfons Aebi, war Klavierlehrer am Konservatorium, leitete zwei Chorvereine und gab an unserem Gymnasium Gesangunterricht. Ein Künstler, und als solcher leicht erregbar, in Begeisterung oder Zorn rasch aufbrausend und für uns die komische Gestalt des Lehrerkollegiums. Dass er eine Symphonie, ein Streichquartett und eine Kantate komponiert hatte, die viel aufgeführt wurden, imponierte uns Buben nicht, weil wir davon nichts verstanden. Skifahren und Fussball waren uns wichtiger.

Er warf den Taktstock hin, trommelte mit den Fäusten auf dem Katheder und kreischte mit sich überschlagender, zum Falsett emporsteigender Stimme: «Jetzt habe ich aber genug, endlich einmal genug. Ich melde euer Betragen dem Herrn Direktor.» Das hatte er schon oft gesagt und nie getan. Wir lachten, und der Kakadu schoss zur Türe hinaus.

«Er wird doch nicht ...?» Keiner glaubte es, bis der Direktor hereintrat und mitteilte, dass die Betragensnote der ganzen Klasse um einen Grad gesenkt würde. Wegen ungebührlichem Verhalten gegen Herrn Aebi und pietätlosem Verspotten eines ernsten, ja sogar religiösen Liedes.